

dtv

Peter Lime kennt keine Skrupel. Als erfolgreicher Paparazzo liefert der gebürtige Däne regelmäßig brisante Fotos prominenter Persönlichkeiten in verfänglichen Situationen. Dass sich das destruktive Potential seiner Bilder eines Tages gegen ihn selbst richten könnte, hat Lime jedoch nie in Betracht gezogen. Gerade ist ihm wieder ein Coup gelungen – ein spanischer Minister ist ihm samt der jungen Geliebten vor die Linse geraten –, da geht seine Wohnung in Madrid in Flammen auf. Seine Frau und seine kleine Tochter kommen dabei ums Leben. Getrieben von grenzenloser Wut und Trauer macht sich der Sensationsfotograf auf die Suche nach den Drahtziehern des Anschlags. Die Spur führt quer durch Europa bis nach Moskau – und tief in seine eigene Vergangenheit.

»Was Sjöwall/Wahlöö und Henning Mankell innerhalb der schwedischen Literatur und international bedeuten, das darf man für Dänemark Leif Davidsen zuschreiben.«
(Lutz Volke in der ›Berliner Morgenpost‹)

Leif Davidsen, 1950 in Otterup geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Kopenhagen. Zuvor arbeitete er als Journalist und als Nachrichtenredakteur im Fernsehen. Für seine literarische Arbeit erhielt er zahlreiche Preise. ›Der Augenblick der Wahrheit‹ wurde in Dänemark mit dem »Goldenen Lorbeer« ausgezeichnet und stand auf Platz 1 der Bestsellerliste.

Weitere Informationen: www.leif-davidsen.de

Leif Davidsen

Der Augenblick
der Wahrheit

Roman

Aus dem Dänischen von
Peter Urban-Halle

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Leif Davidsen
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die guten Schwestern (20873)
Der Feind im Spiegel (21088)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Ungekürzte Ausgabe

2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags

© 1998 Leif Davidsen

Titel der dänischen Originalausgabe:

›Lime's billede‹

(Lindhardt og Ringhof, Kopenhagen 1998)

© 1999 der deutschsprachigen Ausgabe:

Paul Zsolnay Verlag, Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier
für Gestaltung, Stephanie Weischer unter

Verwendung eines Fotos von

Trevillion Images/Geoff Eley

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21208-3

Ulla für die Liebe und alles andere

Erster Teil

Paparazzo

Der Begriff »Paparazzo« wurde von dem italienischen Filmregisseur Federico Fellini erfunden, der das Wort 1959 in seinem Film *La dolce vita* als Bezeichnung für einen Klatschfotografen benutzte. Ein Paparazzo ist ein Fotograf, der wie ein Berufskiller auf der Lauer liegt, um die Reichen und Berühmten im Sucher seiner Kamera zu fangen. Unter Paparazzi ist der englische Begriff für einen gelungenen Schnappschuß denn auch derselbe, den ein Berufskiller für seinen Vertrag gebraucht, nämlich »Hit«. Ein Hit kann einem vom Glück begünstigten und fähigen Fotografen mehrere hunderttausend Kronen einbringen, in einzelnen Fällen mehrere Millionen.

Man weiß nie, wann das Dasein zerbricht und das Leben aus der Bahn geworfen wird, das eben noch sorglos und vertraut war und im nächsten Augenblick zum Alptraum wird, wo man in Zeitlupe auf der Stelle zu laufen meint und versucht, aufzuwachen und in die Wirklichkeit zurückzukehren. Aber der Traum ist die Wirklichkeit. Man fühlt sich sicher, hat mehr als die Hälfte seines Lebens hinter sich, findet sein Glück im Gewohnten, dankbar, daß man es geschafft hat, Liebe zu finden, wenn auch spät. Daß man ein Kind in die Welt gesetzt hat, das das Geschlecht weiterführen wird. Vielleicht eine altmodische Haltung, doch Kontinuität spielte eine Rolle für mich, als ich am Rande der Fünfzig erkennen mußte, daß ich nun dem Tod näher war als der Geburt.

Es hatte mit dem Biep des Handys begonnen. Ich hätte das Gespräch nicht annehmen sollen, aber ich konnte mich nicht zurückhalten. Man weiß nie, was einen am anderen Ende des Hörers erwartet. Glück, Unglück, Geschäfte, Mahnungen, falsche Verbindungen, der Tod, vielleicht ein Wendepunkt. Man weiß ja nicht, was einem entgeht, und obwohl ich älter geworden war, war ich noch nicht so alt, die Aufgaben und Chancen nicht zu ergreifen, die sich mir boten. Mit dem Alter war nämlich etwas gekommen, das ich bisher nicht kannte: Überdruß und Gewissen. Ich schreibe die dänischen Worte und sehe sie vor mir auf dem weißen Schirm meines Laptops und wundere mich, wie leicht sie mir fallen, nachdem ich nun so viele Jahre englisch und spanisch gesprochen und besonders geschrieben habe. Aber die Worte einer fremden Sprache passen nicht,

wenn man wie ich jetzt mehr als einen kurzen Artikel, einen Bildtext, ein Memo oder einen Liebesbrief zu schreiben versucht.

Ich lag auf dem Bauch und fühlte die Sonne auf meinen Rücken brennen. Meine Lage auf dem verwitterten Felsboden, auf den trotz der Höhe kleine schwarze Sandkörner heraufgeweht worden waren und in jeder Spalte Schutz gefunden hatten, war nicht sehr bequem. Ich kam mir wie ein Heckenschütze in Bosnien vor und atmete ruhig und langsam, während ich die Sonne durch das dünne helle T-Shirt und die blauen Jeans und im Nacken spürte, den der Rand des weißen Sonnenhuts nicht mehr bedeckte. Hinter mir erhoben sich braune, verdorrte Berge. Wenn man ihnen weiter ins Land hinein folgte, würde man erleben, wie sie hoch und abweisend wurden, aber hier an der Küste waren sie sanfter und doch von der Sonne brutal und unfruchtbar verbrannt und vom Wind gezeichnet, der im Winter vom Mittelmeer kühler und kräftiger weht, als man glaubt.

Die kleine Bucht unter mir war menschenleer. Es war eine von vielen, die das Meer seit Jahrtausenden in die Küste der Costa Brava geschnitten hatte. Einige Kilometer nördlich verlief die französisch-spanische Grenze, und südlich von mir begann die Touristenhölle, wo dem Menschen in seiner Gier in ein paar Jahrzehnten zu ruinieren gelungen war, was Generationen bewohnt hatten, ohne es zu zerstören oder zu verändern. Innerhalb weniger Jahre war die spanische Mittelmeerküste radikaler umgestaltet worden als in den vorausgegangenen zweitausend Jahren. Aber hier oben an der Grenze besaß die Landschaft noch immer einige ihrer ursprünglichen Qualitäten. Das Meer lag azurblau und schneidend wie eine retuschierte, computerproduzierte Postkarte unter der klaren, goldenen Sonne. Ich sah Jachten gegen die Meeresbrise kreuzen und ein paar teure Rennboote weiße Streifen durchs Wasser

ziehen, aber die Bucht unter mir war still und ohne menschliche Spuren. Ich kam mir vor, als wäre ich ein Entdeckungsreisender, der sie zum ersten Mal sah. Es war eine der zahlreichen Buchten, die nur vom Meer zugänglich waren. Die Felsküste fiel steil ab. Vielleicht konnte ein erfahrener Bergsteiger den überhängenden Felshang bezwingen, aber gewöhnliche Touristen sollten eher ihre Finger davon lassen. Die Bucht war, was die Reisebroschüren versprachen: ein privater, schöner und unberührter Flecken im plappernden Touristenmeer.

Ich lag ein wenig schräg dazu, so daß ich einen guten Schußwinkel über das Meer und den schmalen Sandstreifen der Bucht hatte, der ansonsten durch einen Überhang in dem knorrigen Felsen vor neugierigen Augen geschützt war. Wer es nicht wußte, würde nie entdecken, daß sich zu Füßen des Felsvorsprungs eine malerische Bucht befand. Zwei gezackte Felsriffe einige wenige Meter draußen verbargen sogar von See den grauen, pulverigen Sand vor neugierigen Blicken. Die Stelle war völlig ungestört, es sei denn, man machte sich mit einem Fernglas die Mühe und wußte, wonach man Ausschau hielt. Ein perfekter Ort, um allein zu sein. Oder allein zu zweit.

Die Turteltauben hatten sich einen guten Platz ausgesucht, dachte ich auf dänisch, wie so oft, wenn ich allein war und auf einen Hit wartete. Wenn ich meine Gedanken auf die wenigen Hundertstelsekunden konzentrierte, die mich von Erfolg oder Fiasko trennten, und sie gleichzeitig schweifen und den Windungen im Labyrinth der Erinnerungen folgen ließ, an meine beiden Lieben zu Hause dachte oder mir Filme und Bücher und Liebesaffären ins Gedächtnis rief, um die Zeit zu einem Nichts werden zu lassen. Zu *nada*. Zu einem nicht existierenden Zustand, damit die Langeweile nicht in Ungeduld überging, da man sonst nicht bereit war, wenn der Augenblick da war, der Augenblick der Wahrheit. Wenn sich der Unterschied zwi-

schen Erfolg und Fiasko nur in wenigen Hundertstel-sekunden entschied.

Ich beobachtete die Rennboote. Das eine raste in hohem Tempo die Küste entlang und zog einen wie mit dem Lineal gezeichneten Kielwasserstreifen hinter sich her, während das zweite den Kurs änderte, die Geschwindigkeit drosselte und die kleine Bucht ansteuerte. Es war ein zwanzig Fuß langes, glänzend weißes Motorboot mit schmucken, schlanken Konturen. Auf dem Vordeck lag eine junge Frau, die lediglich mit einer schwarzen Ray-Ban-Sonnenbrille bekleidet war. Der Mann stand mit nacktem Oberkörper am Steuer und beobachtete die Wassertiefe auf dem Echolot. So nah an der Küste konnte es verräterische Klippen und Felsspitzen geben, aber das Motorboot hatte keinen großen Tiefgang. Oder er wußte, wie er die Enge zwischen den beiden Riffen befahren mußte. Letzteres traf zu, wie mir meine Informanten gesagt hatten.

Ich lebte von der unersättlichen Neugier der Menschen auf die Blamage berühmter und reicher Leute. Obwohl ich zwanzig Jahre Erfahrung mit der Gefräßigkeit und Machtgier moderner Menschen habe, wundert es mich noch immer, daß so viele wichtige Männer bereit waren, Karriere, Ehe und Position zu opfern, um Sex zu haben, und sich ihrer Unverwundbarkeit so sicher waren, daß sie ohne weiteres ein derart großes Risiko eingingen. Um nicht die Gelegenheit zu verpassen, sich als Männer zu beweisen. Wußten sie denn nicht, daß es bei jedem Geheimnis auch einen Menschen gab, der dieses Geheimnis zu verkaufen bereit war?

Ich war infolge eines Tips, der einige Wochen zurücklag, hier an der Costa Brava gelandet. So war es immer. Meine vielen Informanten und Kontakte, die ich bezahlt, gepflegt, bewirtet, gelobt, aufgebaut, geschmiert und deren Ego ich gefestigt hatte, waren wie ein weitverzweigtes Nachrichtennetz, das mich über das Tun und Lassen be-

kannter Leute auf dem laufenden hielt. Sie nannten mir das Ziel und gaben mir die nötigen Rohdaten, mit denen ich dann selber für die Logistik im Felde sorgen, das Gelände erkunden und den Hit vorbereiten mußte. Es hatte mich die vergangenen vierzehn Tage gekostet, um das Ziel, das sich hier in der Unschuld seiner Unwissenheit der Küste näherte, zu treffen. Bis hin zum Namen des Bootes waren die Informationen besonders präzise gewesen. Wenn eine neue Regierung antritt, nachdem die alte die Freuden der Macht lange Jahre genossen hatte, sollte sie sich ein wenig sorgfältiger umschaun. Besonders wenn die neue Regierung auf Gott, König und Vaterland setzt und die Fahne der Moral so hoch hebt, daß sie die Bodenhaftung verloren hat. »Wirf nicht den ersten Stein, mein Freund«, sagte ich halblaut in dänischer Sprache, die ich nach wie vor als die meine empfand, obwohl ich sie seit Jahren nur mit mir selbst und meist nur im Kopf gesprochen hatte. Englisch war fürs Geschäft, Spanisch für die Liebe und Dänisch für die innersten, heimlichen Gedanken, die eine tiefe Kenntnis der jedem Wort innewohnenden Nuancen erforderte. Wo nicht das Gesagte zählt, sondern die Art, wie es gesagt und gedacht wird. Die Dänen sind ein kleiner Stamm am äußersten Rand der bekannten Welt, und ihr gemeinsames Stammeszeichen ist die Sprache. Die Dänen erkennen sich an der Sprache. Ausländer sprechen mit Akzent, richtige Dänen mit Dialekt. Wir erkennen uns an den nörgeligen Untertönen hinterhältiger Ironie unserer Muttersprache. Durch die unübersetzbaren Nuancen der Sprache, die von einem unausgesprochenen gemeinsamen Verständnis und ebensolcher Ironie getragen werden.

Der Mann manövrierte das Boot sicher an die Küste. Das Motorengeräusch verklang, und das Boot trieb langsam die letzten Meter, bis der Mann den Anker warf und es gegen die Strömung schwenken ließ. Ich hob den neuen Apparat, ein Wunder computergesteuerter Technologie.

Ich wußte, daß ich richtig gewählt hatte, als ich mich für das 400-mm-Tele entschieden hatte. Ich sah die beiden deutlich im Sucher. Sie war wohl Anfang Zwanzig mit einem glatten, braunen Körper, auf dem die schwarzen Schamhaare in der Sonne glänzten. Sie war gut gebaut, weder zu dünn noch zu dick. Sie erinnerte mich an jemanden, aber ich konnte sie nicht einordnen. Derlei makellose Frauenkörper tourten von St. Tropez bis Marbella. Sie zogen reiche, mächtige Männer mittleren Alters an, wie verfaultes Fleisch Fliegen anzieht. Durch die scheinbar einwandfreie, ewig junge Schönheit dieser Mädchen vergaßen die Männer den Verfall ihres eigenen Körpers. Schmerzvolle Erfahrungen hatten die jungen Frauen noch nicht gemacht, sie glaubten, der Verfall werde sie nie treffen. Ich drückte meinen schweißigen, aber ruhigen Zeigefinger auf den Auslöser, ließ den Motor laufen und nahm eine schnelle Serie auf, bevor ich noch ein wenig auszoomte, so daß ich ein klares Bild von dem Mädchen schießen konnte, während das Gesicht des Mannes dahinter ebenfalls scharf zu erkennen war. Er war Ende Vierzig, dunkler Latino-Typ mit glatt rasiertem Gesicht und dichtem, kräftigem schwarzen Haar. Er hatte kräftige Arme und Schultern, aber ein beginnender Bauch unter dem schwarzen Brusthaar enthüllte, daß er nicht mehr in bester Form war. Er war sehr braun, und durch den Sucher konnte ich seine ebenmäßigen, weißen Zähne sehen, als er der Frau zulächelte.

Er sagte etwas zu ihr und warf ihr ein Paar Gummisandalen hin, und sie lächelte und erwiderte etwas, während sie die Sandalen anzog. Dann nahm sie Taucherbrille und Schnorchel und ließ sich ins Wasser gleiten. Unter der Wasseroberfläche saßen die Felsen voller Seeigel, was dem Pärchen offenbar bekannt war, und sie hatten vor den langen, spitzen Stacheln zu Recht Respekt. Ich ließ den Film zu Ende laufen und schoß ein paarmal den nackten Po des

Mädchens, bevor sie die Beine streckte und graziös wie ein Delphin wieder im Wasser verschwand. Sie schnorchelte in großen Kreisen rund um das schaukelnde Boot herum.

Der Mann setzte ein kleines Gummiboot ins Wasser und ruderte zum Strand. Er hatte eine rote Badehose an, und seine Beine wirkten muskulös und dennoch elegant. War er nicht früher Wettschwimmer gewesen? Er paddelte ans Ufer und zog das Gummiboot an Land. Er legte eine Decke auf den Sand und stellte einen Picknickkorb darauf. Aus dem Korb ragte ein schlanker Flaschenhals. Die Frau schwamm dicht heran und warf Schnorchel und Brille zu dem Mann hinüber, der sie auffing. Sie rief ihn, und er stürzte sich ins Wasser, durchbrach den Wasserspiegel fast ohne Spritzer und kraulte mit langen, zähen Zügen ins tiefere Wasser. Die Frau folgte ihm. Ich wechselte den Film und ließ den Motor Bild auf Bild von dem Paar im Wasser schießen. Einen Moment lang plagte mich das schlechte Gewissen, oder war es Neid? Sie spielten im Wasser wie Kinder, und es war ein schöner Anblick, wenn die Tropfen von ihren Körpern sprühten und in der Sonne in allen Farben des Regenbogens schillerten. Aber es half nichts. Jetzt handelte es sich um die Sekunden der Wahrheit. Ganz praktische Dinge wie Blende, Verschuß, Fokus, Schärfe. Die Frau zog ihm die Badehose aus, die wie eine Feuerqualle von ihnen wegtrieb. Er war stark und hob sie über den Wasserspiegel und küßte ihre Brüste. Der Motor der Spiegelreflex machte Geräusche wie sirrende Peitschenschläge, und statt den Film zu wechseln, wählte ich eine andere Kamera und nahm eine weitere Serie auf. Schweiß durchnäßte mein T-Shirt. Ich spürte, wie sich auf dem Rücken ein großer Fleck ausbreitete. Sie waren wie ausgelassene Hundewelpen. Er schwamm zwischen ihre Beine, hob sie zur Hälfte aus dem Wasser und ließ sie nach hinten fallen, so daß die sprühenden Tropfen ihre Körper wie eine Glorie umgaben. Dann schwamm sie zu ihm, legte ihm die

Arme um den Hals und schlang ihre Beine um seine Lenden. Ein schönes Bild. Voll Liebe und Erotik, und doch enthüllte es nicht das Eigentliche. Daß man die Penetration nicht sehen konnte, machte es nur noch prickelnder. Ich verschoß auch ein paar Filme von dem anschließenden Beischlaf auf der Decke am Strand, obwohl diese Bilder unverkäuflich waren. Das war nicht mehr erotisch, sondern pornographisch, und ein Pornograph war ich nicht.

Hinterher lagen die beiden in der Sonne und sahen glücklich aus. Wie Menschen, die sich in ihrer Nacktheit sicher und unbeobachtet fühlen. Die sich allein im Paradies wähnen und die Schlange vergessen, die die Form eines knapp halbmeterlangen, hochtechnologischen japanischen Tele hat, das die glückliche Sekunde einfängt und für alle Ewigkeit und für die Augen aller Menschen einfriert.

Der Mann rieb sie mit Sonnenöl ein, und aus meiner Erfahrung wußte ich, daß das beste Bild, das Bild, das mein Bankkonto in den nächsten Jahren vielleicht um 200 000 Dollar anwachsen lassen würde, das am wenigsten sexuelle und am meisten erotische war. Das schoß ich, als der Minister die Füße seiner Geliebten in die Hände nahm und langsam und sinnlich massierte. Womöglich hatte sie sich doch einen Seeigelstachel in ihre zarten, schön geformten kleinen Füße getreten. Sie saß, den Oberkörper zurückgelehnt und gestützt auf ihre ausgestreckten Arme, und schaute auf einen Punkt hinter seinem Kopf. Ihr Gesicht war ruhig und zufrieden, und um ihre Lippen spielte ein kleines Lächeln, als er erst ihren großen Zeh in den Mund nahm und dann zärtlich wie ein kleines Kind einen Bonbon jeden einzelnen ihrer wohlgeformten Zehen lutschte.

»Bingo«, sagte ich und wollte gerade wegrobben, um dem Pärchen noch ein wenig Zweisamkeit zu gönnen, ehe ihr Glück und ihr Leben für immer zerstört würden, als in der Tasche neben mir das Handy piepte. Unten am Strand konnten sie das leise Biep unmöglich hören. Sie waren zu

weit weg, und das Rauschen des Meeres würde den Ton erstickten, selbst wenn der Wind das elektronische Signal zu ihnen hinuntergetragen hätte. Aber mächtige Männer sind mächtig geworden, eben weil sie einen sechsten Sinn haben, ein Gespür für Gefahren, für politische Minenfelder. Sie scheinen von vornherein zu wissen, vielleicht zu fühlen, daß etwas an ihrer Aura kratzt, an ihrem Selbstvertrauen rüttelt. Jedenfalls hob er im selben Augenblick, in dem mein Telefon klingelte, den Kopf und schaute mit zusammengekniffenen Augen zu mir empor, als ahnte er einen kurzen Moment, daß dort oben eine Gefahr lauerte. Wie ein Tier, das an einem Wasserloch in der Savanne trinkt und weiß, daß der Leopard auf dem Weg ist, obwohl es ihn weder sehen noch hören oder riechen kann. Wir machten die gleiche Bewegung. Ich angelte in der Tasche nach meinem Handy, während er ebenfalls eines aus dem Korb zog, eine Taste drückte und dabei zu meinem Versteck hinaufschaute. Ich kroch vom Felsrand zurück. Daran hätte ich denken müssen. Natürlich hatte er ein, zwei Leibwächter in der Nähe. Er war zwar nicht sehr vorsichtig, aber wachsam war er trotzdem und alles andere als ein Idiot.

»Hallo«, sagte ich.

Am anderen Ende meldete sich eine Frauenstimme. Sie sprach meinen Namen dänisch aus. Wie man ihn schreibt, Li-me.

»Peter Lime?« Ihre Stimme war klar und sauber, jünger und ohne einen für mich erkennbaren Dialekt. Das Mobiltelefon ist eine wichtige Erfindung. Leuten wie mir hat es das Leben bedeutend leichter gemacht, aber es ist auch ein Fluch.

In Dänemark spricht man meinen Namen, wie man ihn schreibt, und dann bedeutet er ja fast dasselbe wie ›Kleister‹. Ich ziehe es deshalb vor, ihn englisch auszusprechen, *lime*, wie die kleine bittere, grüne Limone, und hänge ein Apostroph an meinen Namen, wenn es um Lime's Fotos

geht. Im Ausland erkläre ich hin und wieder, daß ich nichts mit Orson Welles und den Kloaken in Wien zu tun habe, sondern daß der Name seinen Ursprung in einer kleinen Stadt in Jütland hat: Lime zwischen Ebeltoft und Randers.

Schon als junger Mann habe ich mich zu distanzieren versucht, indem ich verlangte, man solle meinen Namen englisch aussprechen. Ich wollte nicht wie etwas heißen, was an den *Danalim*-Kleister erinnerte. Ich habe nur den Namen mit dem Flecken gemein. Aber ich stamme aus einem ähnlichen Kaff. Es ist ein Stäubchen auf der großen Erde, so wie ich ein Stäubchen in den Großstädten war, die ich die meinen nannte. In den Dschungeln, in denen ich am häufigsten meine Beute jagte und erlegte, wenn sie sich am sichersten und einsamsten fühlte. Ich liebte die Anonymität, in die die Großstadt uns Menschen hüllt, nur die berühmten nicht, die zu killen mein Job war, davon lebte ich. Sie konnten nicht immer in ihren Kokons bleiben, sie mußten auch einmal hinaus, und dann war ich zur Stelle. Vielleicht streben sie auch hinaus, weil sie im tiefsten Innern das Spiel der Katze mit der Maus lieben. Weil sie im Grunde narzißtisch veranlagt sind und ihr Leben ständig bestätigt sehen möchten. Vielleicht fürchten sie in Wirklichkeit am allermeisten, daß ihnen niemand mehr auflauert, denn das bedeutet, daß sie nicht mehr interessant sind, sondern ihre Viertelstunde im verführerischen Schein des Blitzlichts schon hinter sich haben. Es ist für Tausende von Menschen auf unserer medienberauschten Erde wie ein Narkotikum.

»Wer spricht da?« fragte ich.

»Clara Hoffmann. Polizeilicher Nachrichtendienst, Kopenhagen«, sagte sie.

»Verdammt noch mal, wo haben Sie die Nummer her?« sagte ich, während ich rückwärts robbte, bis ich sicher war, daß ich mich aufrichten konnte, ohne vom Strand aus gesehen werden zu können. Das T-Shirt klebte am Rücken,

als ich rasch zu meinem Auto hinunterging. Die Kameras schlugen mir gegen den Hüftknochen, während ich meine Schritte beschleunigte.

»Das ist doch egal. Haben Sie einen Moment Zeit?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Es ist ziemlich wichtig.«

»Ja, bestimmt, aber ich habe keine Zeit.«

»Ich möchte Sie gern sehen.«

»Ich bin nicht in Madrid«, sagte ich.

Mein Auto stand an einer Stelle, wo eine kleine Schotterstraße, die über die Felder führte, abrupt an zwei Felsblöcken endete. Sie war nicht mehr als ein löcheriger Feldweg. Der Hirt, den ich bei meiner Ankunft bemerkt hatte, stand immer noch fast an derselben Stelle inmitten seiner Schafe, die zwischen den versengten Felsen faseriges Gras zu finden versuchten. Er trug einen breitkrepfigen Hut, der sein Gesicht verdeckte. Ich konnte nur den Stummel einer selbstgedrehten Zigarette erkennen, der ihm im Mundwinkel steckte. Er hatte einen alten Rucksack über der Schulter und lehnte sich malerisch auf seinen Hirtenstab. Zu seinen Füßen saß ein großer struppiger Hund. Ein zweiter patrouillierte am Rande der Schafherde.

»Wo sind Sie denn gerade?« fragte die ruhige, klare Stimme, die sauber aus Kopenhagen durchkam, falls das ihr Aufenthaltsort war.

»Ich sehe nicht, was Sie das angeht.«

»Es wäre schon wichtig, daß wir uns so schnell wie möglich treffen könnten«, sagte sie.

»Rufen Sie in ein paar Stunden noch mal an«, sagte ich.

»Besser, wir sehen uns. Ich rufe aus Madrid an.«

»Sie sind sich Ihrer Sache offenbar sehr sicher. Aber ich sage Ihnen noch einmal, ich bin nicht in Madrid«, sagte ich.

»Sie helfen Ihrem alten Vaterland bestimmt gern«, sagte sie.

»Ich schulde Dänemark nichts«, sagte ich.

Sie lachte. Ihr Lachen war ebenso melodisch wie ihre Stimme.

»Ich wohne im Hotel Victoria«, sagte sie.

»Okay«, sagte ich, klappte das Handy zu und trabte langsam zu meinem Wagen. Es war ein neuer vierradgetriebener Jeep, den ich vor einer Woche gemietet hatte. Ich warf die Kameras auf die Rückbank und startete, so daß der Schotter nach hinten spritzte. Der Hirt drehte langsam den Kopf, als wäre er selber eine Kamera, die auf ein Stativ montiert war, und folgte mir mit den Augen, als ich mich holpernd und schlingernd von der Küste entfernte. Die Schafe setzten ihre Suche nach Gras und Unkraut fort, und nur ein paar hoben die Köpfe und drängten sich ein wenig zusammen, als ich sie in einer Staubwolke zurückließ, die, wie mir erst allzu spät einfiel, möglicherweise vom Strand aus gesehen werden konnte.

Mein Hauptquartier hatte ich fünfzig Kilometer südlich in dem kleinen Ferienort Llanca aufgeschlagen. Ich versuchte den Jeep auf der schmalen, gewundenen Bergstraße zu halten, die sich wie ein asphalt-schwarzes Band an der Küste entlangschlängelte. Die Hitze brachte den Asphalt zum Dampfen. Wir hatten erst Anfang Juni, aber es war bereits sehr warm. Es schien, als bekämen wir einen weiteren langen, heißen und trockenen Sommer. Die Touristen waren schon da, und es war schwierig, die langsamen Autos mit den schweren Campingwagen zu überholen, die ihren langen Zug an die Strände des Südens begonnen hatten. Ich fuhr wie ein Spanier. Ließ den Jeep mit Tempo die Berge hinuntersausen, um jeweils vor der nächsten Haarnadelkurve hart abzubremesen, bevor ich das kleine starke Fahrzeug in Schräglage durch die Kurve schießen und eine neue Steigung hinaufkrauchen ließ, wo man mit viel Glück hin und wieder Platz hatte, einen Touristen oder einen stinkenden Lastwagen zu überholen, dessen dichter Qualm mein Gesicht in dem offenen Wagen umtanzte.